Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 6

Artikel: Arnold Büchli's Gedichte
Autor: Kalkschmidt, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155061

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arnold Büchli's-Gedichte.

Von

Eugen Kalkschmidt.

Die deutsche Lyrik steht heute mehr als je abseits vom Wege der öffentlichen Teilnahme. Drama, Roman und Novelle sind Gesellschaftsangelegenheiten; der Film mit seiner verblüffenden Theatralik ist sogar eine Art Volksschauspiel geworden und ein bequemer Ersatz für die Hintertreppenliteratur. Um das lyrische Gedicht aber kümmern sich eigentlich nur noch jene sonderbaren Käuze, die von Zeit zu Zeit auf den verrückten Einfall kommen, selber sogenannte Verse zu machen; doch auch sie sind oft vom Glanze der eigenen Muse dermaßen bestrickt, daß sie keine Zeit übrig haben, einen wohlwollenden Blick auf die Muse des Wettbewerbers zu werfen. Es ist merkwürdig, wie gerade der Dilettantismus in der Lyrik zu einer Selbstüberschätzung verführt, die bei dilettantischen Bemühungen in andern Künsten, in Malerei und Musik etwa, stets eine heilsame Korrektur erfährt durch die Schwierigkeiten der Technik. Hier werden Stümpereien ohne weiteres sinn- und augenfällig; das Gedicht aber, der Vers legitimiert seinen Urheber beim Publikum schon dann, wenn er „klingt", wenn er Gleichmaß hat und sich leidlich reimt. Kommt gar noch ein Sinn zustande, der nicht gerade ein Unsinn ist, der womöglich eine hausbackene Weisheit, ein braves Gefühl, einen tüchtigen Grundsatz in faßlichen Worten preisgibt, so ist bei sämtlichen Vettern und Basen der Poet, noch leichter die Poetin gemacht.

Sie alle, diese vergnügten Stümper, leben auf Kosten der wenigen Leute, denen wirklich ein Gott gab „zu sagen, wie ich leide". Diese sind es, die aus dem abgegriffenen Instrument der Sprache mit intuitivem Griff den Urlaut einer neuen Empfindung wecken. Sie sind Subjektivisten von reinstem Wasser, sie denken überhaupt nicht ans Publikum, an szenische Wirkung, Spannung oder Gemeinverständlichkeit, sozusagen an die Oekonomie des Erfolges — sie sind nur Echo des Klanges, der in ihnen ist und erlöst, geformt, geboren werden will. Goethes Tasso spricht es aus:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen....

Der Zwang zum „Singen und Sagen" ist also etwas ganz Elementares. „Es dichtet in mir" — bekannte Hebbel von sich, der nur den besten seiner Gedichte, nicht seinen Dramen Dauerwert zusprach. Warum? Weil er die Form des lyrischen Bekenntnisses für die reinste und höchste Gattungsform der Poesie überhaupt ansah. Unmittelbarer als im lyrischen Selbstgespräch spricht die Menschenseele mit Worten wohl nirgends. Und doch spricht sie

sich nie völlig aus, spricht sie nur um das Unaussprechliche herum, weil das Wort im Vergleich zu dem seelischen Erlebnis, das es vermitteln oder festhalten will, ewig unzulänglich bleiben muß: „Spricht die Seele, so spricht — ach! schon die Seele nicht mehr!" klagt der Dichter. Fritz Mauthner hat bekanntlich den kuriosen Einfall gehabt, diese Unzulänglichkeit der Sprache in dicken Bänden zu beweisen. Ich nenne diese negative Prozedur kurios, weil sie eine Selbstverständlichkeit beweisen will. Wenn man hier schon den Hebel ansetzen mag, so ist es doch unvergleichlich interessanter zu ergründen, wie es kommt, daß die Sprache den Kreis ihres Ausdrucks ständig gewandelt und erweitert hat, vom tierischen Stammellaut zum artikulierten Wort, zum Satzgefüge, zum melodischen Gesange des Schmerzes und der Lust?

Die lyrische Empfindung, so sehr sie auf den ursprünglichen Lebensgefühlen, Trieben, Leidenschaften des Menschen beruht, also eigentlich eine primitive Empfindung ist, beansprucht dennoch für ihre dichterische Gestaltung das edelste, feinste Sprachmaterial. Aus den Wurzeln der Sprache strömt dem Dichter die Kraft, aus den letzten Zweigen des gewaltigen Baumes gewinnt er sich die Zartheit des Ausdrucks. Diese Mischung gelingt nur in den besten Stunden, und berührt oft auch dann noch wunderlich und befremdend, wenn sie gelungen ist. Wir haben eine ganze Anzahl einseitig begabter Sprachkünstler, die zu dichten glauben, wenn sie mit Worten Fangball spielen. Die deutsche Sprache, gerade sie, ist so unendlich reich an Untergründen, an Beziehungen, Nebenwerten und Tiefdeutigkeiten, daß sie dem virtuosen Bemühen außerordentlich entgegenkommt. Die neuromantische Schule des Kreises um Stefan George lebt zum guten Teile von dieser Künstelei mit Wortklängen, dieser sprachlichen Filigranstickerei. Aber auch die Neueren wie Franz Werfel, Joh. Becher, Schickele, Däubler oder gar die wilden Spezialisten vom „Sturm" berauschen sich gern an unklaren Worten, statt an klaren Vorstellungen; wobei ihnen ja zugestanden werden muß, daß der produktive lyrische Zustand ein Dämmerzustand der Seele ist, und ein lyrisches Gedicht als die Verdichtung einer solchen Seelenstimmung, oft seinen wesentlichen Inhalt verlieren würde, wenn es die Klarheit der Vorstellung über alles setzte. „Alles klar, aber alles zu Ende," schreibt Nietzsche einmal an die Lou Andreas.

*

Ich schicke diese allgemeinen Bemerkungen meiner besonderen Betrachtung der Gedichte von Arnold Büchli voraus, — damit der Leser wisse, nach welchem Maßstab der Kritiker zu urteilen gedenkt. Ueber lyrische Versuche zu urteilen ist ganz ungemein schwer, selten ergiebig und meist undankbar. Denn je eigenwilliger und bodenständiger die Persönlichkeit des Dichters sich kundgibt, desto schwerer zugänglich ist sie, und letzten Endes ist ja auch der Kritiker kein Gummiball, sondern ein Mensch mit Grenzen der Erfahrung, Empfindung und Mitempfindung. Jede subjektivistische Kunst kann nur verstanden und genossen werden durch entschlossene Subjektivität.

Zwei Bändchen Verse liegen von Büchli vor: „Stundenrufe"

(Aarau 1918, Sauerländer u. Co.) und „Zwischen Aar und Rhein" (Leipzig 1922, H. Haessel). Der Verfasser erweist sich auf den ersten Blick als ein Talent von erfreulicher literarischer Unabhängigkeit. Keinerlei Mode, keinerlei Richtung stört. Wohl aber begegnen bereits auf den ersten Seiten des Erstlings Töne Wendungen und Bilder, die aufhorchen lassen:

Noch ein Wasservogel
Schnarrt aus Röhrichts Hut,
Und die Lachse blitzen
Aus der Flut.

So endet „Abend am Rhein", ein auch rhythmisch straff gefaßtes Naturbild. Oder, gedanklich ausgeweitet, das Alpengrab in der einsamen Schlucht des jungen Stromes:

Auf den Fels, den seine Woge netzt,
Hat die Ewigkeit den Fuß gesetzt.

Dazwischen lyrische Natur-Beschreibung, mit Anläufen zur Gestaltung auch technischer Eindrücke. Der Bahnzug, das Elektrizitätswerk. Naturgeister, Schrate und Hexlein werden zwischen den Turbinen lebendig, zornig über die Fesseln aufbegehrend, nach alter Freiheit gelüstig.

Doch mit sicherem Blicke der Menschenmeister
Tritt fest herzu, und schon sind die Gesellen
Ins alte, ohnmächtige Wüten gesunken.
Ein Hebel sirrt in des Zauberers Hand,
Und knirschend unter den dröhnenden Schwellen
Um der Hünen Fuß klemmt sich das Kettenband.

Büchli kennt also die Scheu unserer Aestheten vor der „brutalen Realität" unseres technologischen Zeitalters nicht; er packt fest zu, wo ihm ein Vorgang symbolische Kraft und Bedeutung offenbart; er geht überhaupt mit einer gesunden produktiven Naivität ans Werk. Er verliebt sich so resolut ins Gegenständliche und schildert etwa die „Erschaffung der Eva" so, wie Böcklin sie gemalt haben könnte. Man spürt auf Schritt und Tritt, daß dieser Lyriker aus dem Leben und dem Erlebnis schöpft. Der Umkreis seiner Empfindung umfaßt sehr mannigfaltige Töne, und es spricht für die seelische Reife und Männlichkeit des Autors, daß er dem herben Schmerze und dem Ernste ebenso, fast besser noch gerecht zu werden sucht wie dem glücklichen Ueberschwange des Lebens.

Das Kapitel „Liebe", bei vielen, ja den meisten Lyrikern durchaus beherrschender Mittelpunkt, Zentralsonne gleichsam, steht bei Büchli als ein abgeschlossener Zyklus neben anderen, die den toten Freunden, der Scholle, dem wilden Walde oder Göttern und Geistern gelten. Gott Eros erfüllt ihn wohl, wie sich das bei einem richtigen Menschen von selbst versteht, aber er füllt das Erleben nicht aus, er beherrscht es nicht. In dem Kapitel „Liebes und Leides" ist es anschaulich zu verfolgen, wie sich dem Dichter allgemach aus Phantasie, Sehnsucht und Erfüllung die Zunge löst, wie er innerlich und äußerlich dieser Gefühlskomplexe Meister wird.

Er beginnt da, in einem Sonett des „Jünglings an das Weib", in der schönsten abstrahierenden Rhetorik, und weit von wirklicher Poesie entfernt, die Beschwörung der unbekannten Eva folgendermaßen:

...Du bringst, demütig treu himmlischer Sendung,
Der dein bedürftigen Mannesart Vollendung,
Daraus zu Not und Kampf ihr Stählung quillt.

Komm, du mein herrlich Weib, komm und erquicke
Mich zu erfüllter Ganzheit Zwiegeschicke!
Lösch aus in mir des Jünglings Sehnsuchtsnot...

Ja, das ist gereimte, allerdings feierlich gereimte Begrifflichkeit, und höchstens als menschliches Dokument, als Selbstbekenntnis, zu begreifen. Doch schon wenige Seiten weiter finden wir ein Bekenntnis, aus dem die persönliche Herzenserfahrung ganz anders und überzeugender spricht:

...Doch nun ich schmerzlich spät mir dich errungen,
Nun muß ich hadern noch mit dem Geschicke
Um deines Mundes frühste Liebesgrüße,

Um jeden deiner wonnigen dunklen Blicke,
Um deiner Knospenzeit Anmut und Süße
Und deiner Jugendwelt Erinnerungen.

Auch das ist noch keine spezifische Lyrik, kein lyrischer Naturlaut. Denn „mit dem Geschicke hadern", Knospenzeit und Jugendwelt sind nomina reflectiva, und als unmittelbare Träger von Gefühlswerten zu unpersönlich. Dennoch strömt Empfindung zwischen den Zeilen; sie schwingen leise, sie haben Melodie. Oder, aus ungeduldiger Sehnsucht heraus, zwei feurige Strophen:

In Sehnsucht einen Tag verbracht.
Leichthin schon reden sie von „morgen" —
Und gähnt doch schrundschwarz eine Nacht,
Eh wir im jungen Licht geborgen.

Ja, Gott im Himmel selber nicht,
Kann nicht des Zeigers Gang beschwingen.
So muß ich bis ins Morgenlicht
Denn Puls um Puls allein bezwingen.

So geht, aus Tag und Traum geschwisterlich verwoben, der lyrische Faden immer haltbarer von der Spindel. Die Glut der leidenschaftlichen Empfindung klärt sich zu religiöser Andacht vor dem Wunder der Liebe. Ein Muttergottesbild, im Korn verloren, ein Sinnbild schmerzenreicher Mutterschaft, weckt den Dichter zu folgendem Bekenntnis:

...Dein dacht ich, und jäh brannt ein Beben
Mir wieder leis ins Blut hinein,
Wie da du sagtest: ich bin dein!
In Demut ganz mir hingegeben.

Da ahnt ich erst, wie du mich liebst,
Da wußte ich, was du mir gibst.
Und als ein Hauch im Korne wühlte,
Loht in mir auf ein Schauer leis,
Und in die Augen stieg mirs heiß,
Daß ich die Stirn am Gitter kühlte.

In diesem verhaltenen Bekenntnis des Mannes offenbart sich eine Zartheit des geschlechtlichen Mitgefühls, die man bei unsern lyrischen Sexualpathologen vergebens suchen wird. Wie denn die reinmenschliche Stimmung der Büchlischen Lyrik auch in den formal nicht ausgereiften Stücken stets einen wertvollen Kern enthüllt. Dafür sprechen vor allem die schlichten lyrischen Denkmale, die er seinen Toten, den Freunden, der Mutter errichtet. Dem Freunde sagt er:

...Als sie den Schrein hinweggenommen,
Da war mir noch, du müßtest kommen.
Ich sah mich um nach dir.
Da erst ward mir so weh und enge
Als rief es durch die Grabgesänge:
„Komm Freund, komm du mit mir!"

Und um die Mutter, die fern verstorbene, klagt die Tochter:

Wer glättete denn das Kissen
Unterm weißen Haar?
Wer bettete deine Hände
Für immerdar?

Wer schloß in die fromme Seele
Deinen letzten Hauch
Und weiß, daß er seufzend dachte
Deines Kindes auch?

Diese Probe entnehme ich dem zweiten Bändchen, wo der Verfasser die rhythmische Gleichförmigkeit seines Erstlings mit wachsendem Erfolg überwindet. Gleich der erste Anruf der „Einsamen Scholle Welt" bringt ihm die herben, schön gemeißelten Zeilen:

Auf dir geliebt, auf dir gehaßt —
Gesegnete Weile Lebensrast!

Hier dringt er auch über die rein subjektiv gefärbte Bekenntnis- und Gelegenheitslyrik zur Objektivierung der Traumgesichte, zur Naturbeseelung in Balladenform vor. Die Aargausagen, die er da aus alter Märchentruhe neu ans Licht zieht, erweisen eine durchaus schöpferisch nach- und umgestaltende Phantasie, die vor dem Erbübel fast aller Balladenpoeten, der Redseligkeit ziemlich bewahrt bleibt. Wenn man die „Frühlingsjungfrau" auf dem weißen Hirsch aus dem Walde schimmernd auftauchen sieht, oder den „Föhnspuk" rumoren hört, steigen Weltische Bilder aus der Erinnerung empor, und mich dünkt, das ist keine üble bildliche Begleitung. Der „Lindengeiger", „Der Abgrundvogel" oder das „Dorftier" beleben die Natur legendenhaft und dämonisch zugleich. Aus der „Wilden Jagd" führe ich an:

Näher rumpelt, horch, das Halli, Hallo.
Es rauft und rupft am Dach im Stroh.
Da reckts den Buben, o Graus!
Ruckt ihn zum Fenster hinaus.
Die Kleinen zettern Weh und Ach.
Den Estrich lupft Gedröhn, Gekrach:

„Willst mit mir streiten,
Mußt mit mir reiten."

Auch biblische Gestalten werden aufgerufen: Moses Berufung, Jeremia in Jerusalem, Jesus, der Prophet — sie erscheinen menschlich, nicht geisterhaft, und werden vergegenwärtigt durch Schmerzen und Fragen, die uns alle bewegen und zweifeln, fast verzweifeln lassen.

Damit glaube ich die Art, Richtung und den Umfang der Lyrik Büchlis kurz angedeutet zu haben. Bliebe noch ein Nachwort zu sagen über seine formale, seine sprachliche Technik. Als Erbe einer kernigen sprachlichen Ueberlieferung hat der Schweizer Poet manches vor seinen Genossen im gesamtdeutschen Sprachgebiet voraus. Worte, Bilder und Wendungen, die uns wie neugeprägt anmuten, verdankt er seinem Volkstum. Manches, was uns hart berührt, erklärt sich ebenfalls aus dieser Quelle. So stolpere ich jedesmal, wenn Büchli, was er des öftern tut, abfallende Silben im Rhythmus betont. Zum Beispiel: „Da sieh, schon fiel die Flut tosend ins Dunkel...", „Durchs Fenster fiel tastend die Sonnenhand", „Und zitterst, wenn... blutend ein Trost vom Herzen bricht". Tosend, tastend, blutend, konsequent durch die Rhythmik auf der Nachsilbe betont — es wirkt etwas gewalttätig, wo doch Büchli die Sprache sonst durchaus in seiner Gewalt hat. Ja, er neigt, dank seiner Souveränität, wie Schiller zur Rhetorik — „Der Unrast Fackel werf ich stolz Der stumpfen Welt ins dürre Holz." Der Schwung, der ihm fast mühelos zu Gebote steht, läßt ihn da manchmal mehr sagen, als für die reine Lyrik gut und nötig ist. Er zeigt sich mehr von Conrad Ferdinand Meyer als von Gottfried Keller abhängig, und verfügt dabei über so außerordentlich zarte Stimmungstöne, daß man Theodor Storm zu vernehmen glaubt, wenn man ein Gedicht wie „Dämmerung "liest:

O Wunderweben früher Dunkelheit,
Da dichter stets die Schatten dich umflocken
Und wie entblutet alle Adern stocken
Zu willenloser, süßer Müdigkeit.
Das Dämmer schied dich weit von Blatt und Buch,
Und leiser atmest du, gelöst vom Fluch
Erdschweren, qualverknüpften Körperlebens,
Nun du im Traumbann weltenthobnen Schwebens
Reglos hineinsinkst in die Ewigkeit —

Bis jäh dich aufschreckt eignen Herzens Schlag
Und leise wieder mahnt dein Erdetag.

Gedichte von solcher spezifischen Art und Eigenart wird man bei Büchli mehr finden als sonst in lyrischen Sammelbänden. Der Autor scheint mit kritischer Strenge die Publikationen gesichtet zu haben, denn dem Leser bleiben alle schlechtweg tastenden Versuche erspart. Diese dichterische Selbstzucht erfordert und verdient auch eine eingehendere Würdigung der solcherart gefilterten lyrischen Auslese. Sie ist in Wahrheit ein gutes Landesgewächs, herbstkräftig und gewürzig wie ein gesunder Schweizer Wein. Das schweizerische Schrifttum, dem die deutsche Literatur so reiche und fruchtbare Gaben verdankt, hat in Arnold Büchli eine neue Stimme gewonnen, die über den Tag hinaus vernehmlich bleiben wird.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Minister Lardy †.

Am 27. Juni 1923 ist auf seinem Landsitz Chatillon bei Bevaix (Neuenburg) der frühere Schweizer Gesandte in Paris, Minister Carl Lardy, fünfundsiebzigjährig gestorben.

Es geziemt sich wohl, daß auch in diesen Heften dieses aufrechten Schweizers mit Dankbarkeit gedacht werde. Lardy hat sich im Dienste seines Landes und seiner Landsleute recht eigentlich verzehrt; für sie war ihm keine Arbeit zu gering, ihnen opferte er seine ganze Zeit und Kraft. Den Schweizern in Frankreich war er ein Führer, seinen Mitarbeitern an der Gesandtschaft ein unerreichtes Vorbild. Lardy war überhaupt ein musterhafter diplomatischer Vertreter der Schweiz, und am wenigsten konnte ihn die oft billige Kritik treffen, wie sie mit Vorliebe an unsern Auslandsvertretungen geübt zu werden pflegt. Er legte — ein Ausnahmefall — seine ganze Laufbahn an der Pariser Gesandtschaft zurück. Die feste Stellung, die er so gewonnen, verschaffte ihm ein hervorragendes Ansehen bei der französischen Regierung und machte ihn dem Bundesrat in allen internationalen Fragen zum unentbehrlichen Berater. Seine auf ernsthaften historischen Studien beruhenden Kenntnisse, verbunden mit den reichen Erfahrungen eines Menschenalters, gaben seinem Urteil besonderes Gewicht; er war wohl einer der gewiegtesten Kenner der Zonenfrage. — Leider nahm Lardy schon während des Krieges, 1917, seinen Rücktritt vom Amt. Aber auch seither noch leistete er, als Mitglied der schweizerischen Delegation im Haager Schiedsgericht, dem Land wertvolle Dienste. Mit großer Anteilnahme verfolgte er bis zu seinem Lebensende den Gang der vaterländischen Geschicke, und es steht zu hoffen, daß seine eigenen Aufzeichnungen oder eine Darstellung von nahestehender Seite uns bald näheren Einblick in das reiche Lebenswerk dieses guten Eidgenossen gewähren werde. x.

* * *